

Bischöfen, sondern von Papst bzw. Hierarchie einerseits, „*Communio fidelium*“ bzw. „*sensus fidelium*“ andererseits, konkret um den „synodalen Weg“ und die nicht nur beratende Funktion des Kirchenvolkes. Ohne auf die einzelnen Beiträge einzugehen, wäre hier vom Standpunkt des Kirchenhistorikers die Frage angebracht: Wo wird in der Geschichte so etwas wie „Glaubenssinn des Kirchenvolkes“ konkret, sofern man nicht den jeweils statistischen Durchschnitt oder die Mehrheit der nominell Gläubigen darunter versteht (man käme dann für viele Zeiten auf manch krausen Aberglauben)? Und in wirklichen Konfliktzeiten standen nicht „Hierarchie“ und „Kirchenvolk“ gegeneinander, sondern sowohl Hierarchie wie „Kirchenvolk“ waren gespalten; dies gilt auch „salvo Newman“ für die arianische Krise des 4. Jahrhunderts. Und wo wesentliche und zukunftsweisende Impulse nicht von der Hierarchie ausgingen, kamen sie durchweg von Minderheiten, häufig von Orden. Dies alles steht im Kontrast zu einem rein „hierarchiezentrierten“ Kirchenbild, fördert jedoch auch keineswegs ein „demokratisches“. Was wirklich „*sensus fidelium*“ ist, ist nur durch eine „Unterscheidung der Geister“ zu bestimmen. – Ein anderes Thema berührt *Mariano Barbato* („*The Medium is the Message*“; 253–266), nämlich das der medialen Selbstdarstellung des Papsttums, die mit Pius IX. begann. Nach dem medialen Fiasko unter Benedikt XVI. (Regensburger Rede, Williamson-Affäre) herrsche unter Franziskus die Strategie der „Entscheidungsverweigerung“ (262 f.), durch die bei bleibender Agenda der Volksnähe und des Sozialen „heiße Eisen“ auf die hinteren Plätze verwiesen werden.

Die ökumenische Herausforderung behandeln aus evangelischer Sicht *Anne Käfer* (269–287), aus alt-katholischer *Andreas Krebs* (288–303) und aus (rumänisch-)orthodoxer *Daniel Benga* (304–317). Die Möglichkeit einer weiterführenden Antwort von römisch-katholischer Seite eruiert *Dorothea Sattler* („Aufzuheben? Ökumenische Aspekte in der Rezeption des Ersten Vatikanischen Konzils“; 318–332). Einerseits sieht sie einen Weg in der Begrenzung des universalen Geltungsanspruchs auf die sieben ökumenischen Synoden des ersten Jahrtausends (vgl. 330). Die historische Problematik einer solchen Sicht hat der Rezensent schon anderweitig dargelegt: Sie lebt von einer Idealisierung der alten Konzilien, und Glaubensaussagen können eben nur wahr oder falsch, verbindlich oder unverbindlich für alle sein, müssen aber freilich nicht für alle gleich bedeutsam sein (wie auch die Konzilien des ersten Jahrtausends nach Chalkedon für die Westkirche nicht dieselbe Bedeutsamkeit hatten und haben). Andererseits spricht Sattler dann in der Folge von einer „Aufhebung“ im Sinne einer „Erhöhung“ durch den Bezug zur Gotteslehre und zur Christologie: „Angesichts der sich formierenden Religionskritik erschien es in dieser Zeit wichtig, den religiösen Wahrheitsanspruch auch personell zu verorten“ (ebd.); der Papst könne Sprecher des gemeinsamen christlichen Glaubens werden, was eine Konsultation der getrennten Christen bzw. eine dahingehende Selbstverpflichtung des Papstes keineswegs ausschließe (vgl. 331).

K. SCHATZ SJ

RUH, ULRICH: *Edward Schillebeeckx*. Leben und Denken. Freiburg i. Br. [u. a.]: Herder 2019. 190 S., ISBN 978-3-451-37815-7 (Hardback); 978-3-451-82815-7 (PDF).

Den zehnjährigen Todestag des flämischen, den Großteil seines Lebens aber in den Niederlanden tätigen Dominikanertheologen Edward Schillebeeckx (1914–2009) nimmt Ulrich Ruh, langjähriger Chefredakteur der *Herder Korrespondenz*, zum Anlass für diese Veröffentlichung, die in die Abschnitte „Leben“ (43–75) und „Denken“ (79–184) eingeteilt ist. Sie bringt dem Leser eine der prägendsten Gestalten der katholischen Theologie des 20. Jahrhunderts näher und lädt dazu ein, zu dem einen oder anderen großen Werk von Schillebeeckx zu greifen, wie etwa zu den beiden Jesusbüchern von 1975 und 1977. Ruh stützt sich dabei v. a. auf Erik Borgman und eigene Recherchen. Er kennt die Niederlande und den flämischen Teil Belgiens, ist der Sprache mächtig und hat als Redakteur den niederländisch-flämischen Katholizismus jahrelang aufmerksam begleitet (vgl. 13–18). Entsprechend spannend und

kompetent ist der kirchliche und theologische Kontext als Koordinatensystem für Schillebeeckx skizziert (vgl. 19–40).

Das Leben Schillebeeckx' wird auf knapp dreißig Seiten dargestellt. Dass Edward Cornelis Florent Alfons Schillebeeckx, geboren in Antwerpen (er hatte dreizehn Geschwister), nicht Jesuit wurde wie sein älterer Bruder Louis (der in die Mission nach Indien ging), hat nach einem autobiographischen Rückblick von 1994 mit Berufungsexerzitien zu tun, bei denen ein strenger Jesuit v. a. über Keuschheit sprach – mit dem Ergebnis einer negativen Entscheidung: „In keinem Fall möchte ich Jesuit werden.“ (46) An Dominikus faszinierte Schillebeeckx „die Kombination des Intellektuellen mit etwas Universellem und Harmonischen“ (47). Bald wurde nach dem Ordenseintritt (1934) und der Priesterweihe (1941) klar, dass er nach Studien in Löwen, Gent und Paris in der Wissenschaft seinen Platz finden sollte: zunächst als Lektor am ordenseigenen Studienkolleg in Löwen, dann an der dortigen Katholischen Universität, bis er 1957 nach Nimwegen berufen wurde: „[A]us dem belgischen beziehungsweise flämischen Theologen Edward Schillebeeckx wurde ein niederländischer“ (55). Im niederländischen Katholizismus „gärte“ es in diesen Jahren. Das Konzil, auf dem Schillebeeckx den Erzbischof von Utrecht (Kardinal Bernard Alfrink) beriet und maßgeblich an der Konstitution *Gaudium et spes* mitarbeitete (vgl. 63), war für ihn eine „Gnade“ (60). Die Zuarbeit für niederländische Bischöfe bedeutete für den theologischen „Newcomer“ so etwas wie „einen theologischen Quantensprung“ (61).

Als Herausgeber der neugegründeten *Tijdschrift voor Theologie* konnte Schillebeeckx, der zusammen mit Karl Rahner SJ auch zu den Gründern der internationalen Zeitschrift *Concilium* gehörte, gestalten und prägen. Menschliche Existenz Erfahrung war für ihn ein „locus theologicus“ (66) im Sinne Melchior Canos. Am vielbeachteten, im November 1966 eröffneten niederländischen Pastorkonzil wie am umstrittenen Holländischen Katechismus (*Glaubensverkündigung für Erwachsene*) war er engagiert beteiligt. Da die niederländische Kirche „zu einem kirchlich-theologischen Experimentierfeld“ für reformorientierte Katholiken wurde, geriet sie ins Visier der Glaubenskongregation. Das gilt auch für Schillebeeckx selbst, der (v. a. wegen seiner Christologie) mit drei Lehrverfahren konfrontiert war (vgl. 70–73), „die alle ohne förmlichen Sanktionen [...] endeten“ (70); Rahner verteidigte ihn. Von Johannes Paul II. im Januar 1980 zu einer Sondersynode in den Vatikan zitiert, sollten die niederländischen Bischöfe „auf Linie“ gebracht werden. Umstrittene Bischofsnennungen gehörten dazu (vgl. 74). Im Vorfeld einer für den Papst schwierigen Reise in die Beneluxstaaten im Mai 1985 sprach Schillebeeckx auf einer Großveranstaltung in Den Haag über „Das andere Gesicht der Kirche“: Sie wurde zur Geburtsstunde der innerkirchlichen „Achter-Mai-Bewegung“, die bis 2003 bestand. Seit 1989 existiert eine „Stiftung Edward Schillebeeckx“. Im Jahr 1999, zu seinem 85. Geburtstag, wurde in Nimwegen ein nach ihm benannter Lehrstuhl eingerichtet, der auf Druck des Vatikans in „Lehrstuhl Theologie und Kultur“ umbenannt werden musste (vgl. 75). Dort verstarb Schillebeeckx einen Tag vor Weihnachten 2009 und wurde am letzten Tag des Jahres beerdigt.

Im zweiten Teil analysiert Ruh zunächst die frühe Theologie von Schillebeeckx (v. a. dessen Sakramentenlehre), um sich dann ebenso ausführlich wie sachkundig den beiden voluminösen Jesusbüchern (107–142) zu widmen, von denen das erste zeitgleich mit Walter Kaspers *Jesus der Christus* und Hans Küngs *Christ sein* erschien. Die Alternative „Christologie von oben“ oder „Christologie von unten“ hielt Schillebeeckx für eine künstliche. 1978 verfasste er einen „Zwischenbericht über zwei Jesusbücher“ (136 f.), in dem er auf Anfragen einging.

In seiner Abschiedsvorlesung im Februar 1983 gab Schillebeeckx Auskunft über seine Methodik nach über vierzig Jahren im Lehrbetrieb. 1986 hielt er in Amsterdam noch die „Kuyper-Vorlesungen“ über „Jesus in unserer westlichen Kultur“ (147), in deutscher Übersetzung wurde daraus (als Untertitel) „Von Gott reden in einer gefährdeten Welt“ (vgl. 147 f.). Das Thema Jesus ließ ihn nicht los. Aber im Alter

beschäftigte er sich zunehmend neu mit dem kirchlichen Amt und der Gottesfrage. Aus den Gesprächen mit dem Journalisten Francesco Strazzari entstand 1993 ein Buch, in dem er sich für eine „Ekklesiologie in Moll“ – Kirche als „Anhang, eine Ergänzung zu dem, was über Gott gesagt werde“ (166; vgl. 179) – stark machte. 1994 legte er sein „Theologisches Testament“ vor.

In den Schlussüberlegungen (171–184) verortet Ruh den Dominikanertheologen in der Theologiegeschichte des 20. Jahrhunderts. Seine Jesusbücher wertet er darin als „entschiedenes Plädoyer dafür, die historisch-kritische Forschung wirklich ernst zu nehmen“ (174) – für Ruh „eine Alternative zu einer Konzeption wie der auf den ersten Blick durchaus anziehenden der drei Jesusbücher von Joseph Ratzinger/Benedikt XVI.“ (175). Das Abschlussfazit zum imposanten Œuvre „für das, was in Kirche und Welt an der Zeit ist“ lautet wie folgt: „Man sollte dieses Werk auf dem weiten Weg von Glaube und Kirche nicht außer Acht lassen, weil von ihm etliche heilsame Impulse für diesen schwierigen Weg ausgehen können.“ (184) – Apropos: Die auf S. 60, Anm. 5, zitierte Studie von Stefan Gärtner, *Der Fall des niederländischen Katholizismus. Kirche und Seelsorge in einer spätmodernen Gesellschaft* (Katholizismus im Umbruch; 5), ist eine hilfreiche Ergänzung zu Ruhs Vorstellung von Edward Schillebeeckx.

A. R. BATLOGG SJ

DROBINSKI, MATTHIAS/URBAN, THOMAS: *Johannes Paul II. Der Papst, der aus dem Osten kam. Eine Biographie*. München: C. H. Beck 2020. 336 S./Ill., ISBN 978–3–406–74936–0 (Hardback); 978–3–406–74937–7 (EPUB); 978–3–406–74938–4 (PDF).

Anlass für diese Biographie ist der 100. Geburtstag von Karol Wojtyła im Mai 2020. Beide Autoren sind vom Fach: Matthias Drobinski ist seit 1997 bei der *Süddeutschen Zeitung* (SZ) für Kirchen und Religionsgemeinschaften zuständig, Thomas Urban war von 1988 bis 2012 als SZ-Korrespondent vor Ort, hat die politischen Umwälzungen in Osteuropa miterlebt und konnte deswegen polnische Originalquellen ausgiebig sichten und nutzen. Namentlich genannt als Quelle, unter vielen Vatikan-Berichterstatern, sind die Biographen Jacek Moskwa, George Weigel und Marco Politi. „Die Autoren allerdings“, heißt es im Vorwort, „mögen kein Heiligenbild des Jahrtausendpapstes schreiben; sie versuchen, sein Handeln darzustellen und sein Denken zu ergründen, seine faszinierende und bewundernswerte historische Leistung genauso zu beschreiben wie seine Grenzen und Fehler.“ (12) Das lösen sie mit ihrer Darstellung auch ein und kommen zu dem (begründeten) Ergebnis: „Und dennoch kann man diesen Papst groß nennen.“ (308) Drobinski und Urban bekennen indes auch Farbe angesichts der Selig- und Heiligsprechung im Rekordtempo in den Jahren 2011 und 2014: „Nicht einmal zehn Jahre nach dem Tod Johannes Pauls II. ist das ein riskanter Akt – die historische Bewertung seines Pontifikats steht noch aus.“ (310)

In fünfzehn Kapiteln, eingerahmt durch Vorwort (9–13) und Epilog (307–310), auf den der Anhang mit Anmerkungen, Abkürzungs- und ausführlichem Literaturverzeichnis sowie der Abbildungsnachweis und ein Personenregister folgen, wird Wojtyła porträtiert. Bis zur Papstwahl in Kapitel 6 (115–131) widmen sich fünf Kapitel mit rund 100 Seiten der familiären Herkunft und Jugendzeit, der Zeit der deutschen Besatzung und den Jahren im Untergrund, den ersten Erfahrungen als Priester und den beiden römischen Studienjahren, um Wojtyła schließlich als den jüngsten Bischof der Volksrepublik Polen (1958) vorzustellen (78–95), der sich, anders als von den Kommunisten erwartet, als „unbequemer Gegner für die Parteideologen“ (96–114) entpuppte sollte. Während des Zweiten Vatikanums 1964 zum Erzbischof von Krakau ernannt, weitete sich der Reiseradius des agilen Kirchenmannes: Mehrmals besuchte Wojtyła polnische Exil-Gemeinden in Kanada und den USA, wo ihm besonders der aus einer polnischen Emigrantenfamilie stammende Erzbischof von Philadelphia, John Krol, nahestand, der bei demselben Konsistorium wie er (1967) zum Kardinal kreiert worden war (vgl. 110). Krol machte Wojtyła später mit Zbign-